Gedanken über die Dinge

Holger Runge

I. Über die Brauchbarkeit der Dinge und die Wege, die zu ihrer Gestalt führen

(geschrieben um 1970 für den Unterricht im Werklehrerseminar Düsseldorf)

Dinge – Dinge des täglichen Gebrauchs – haben ein eigenes Leben, dem des organischen Bereichs vergleichbar. Vom Menschen gemacht, wollen sie teilhaben am Leben der Menschen. Sie wollen dem Menschen dienen, indem sie gebraucht werden – sie wollen aber auch brauchbar gehalten werden. Dinge beanspruchen eigene, unverwechselbare Plätze, den ihnen gemäßen eigenen Raum, der die sinnvolle Zuordnung der Dinge zueinander und zum Menschen, der mit ihnen lebt, gewährleistet. Die sich daraus ergebende Ordnung der Dinge kann deshalb nicht schematisch, sondern nur individuell sein. Insofern geben die Dinge Auskunft über den Menschen, der sich mit ihnen umgibt.
Die Dinge sind in der Lage, sich an den Menschen zu rächen, der sie vernachlässigt, dadurch, dass sie seinen Bewegungsraum verstellen. Das kann so weit gehen, dass der Mensch das nicht einmal merkt. Die Dinge wollen lieber vernichtet werden als unbeachtet und ungebraucht zu sein. So landen sie in unserer leichtfertigen Wegwerfgesellschaft auf dem Schrottplatz.

Die Gestalt der Dinge – Die Forderung nach Brauchbarkeit der von Menschen für Menschen gemachten Dinge enthält Forderungen für ihre Gestalt. Die Dinge müssen auf die Proportionen des Menschen und auf die sich daraus ergebenden physischen und psychischen Möglichkeiten und Fähigkeiten des Menschen bezogen sein. Sie müssen deshalb handlich und zu bewältigen sein und man muss gerne mit ihnen umgehen wollen.
Die Gestalt wird mitbestimmt durch den Charakter des Materials. Beweis für die richtige Materialwahl ist:

a. die optimale Brauchbarkeit des aus diesem Material gemachten Dinges;
b. das Bewusstsein, dass es nicht besser aus einem anderen Material gemacht worden wäre;
c. die Erfahrung, dass das Material und die Gestalt der Funktion optimal dienen.

II. Gedanken über die Verwendbarkeit der Dinge im Materialbild

(geschrieben um 2000)

Wenn mir die Dinge auf dem Schrottplatz oder in meiner Umgebung begegnen als in einem Material umgesetzte Idee, sprechen sie anders zu mir als in ihrer früheren Bestimmung. Wenn sie noch nicht vernichtet wurden, dann möchten sie immer noch beachtet werden. Dann können sie Phantasie anregen und mein Empfindungsleben und meine innere Bilderwelt wecken.

Wenn die Funktion durch den fehlenden Gebrauch eingeschränkt ist, sprechen als Erstes Materialcharakter und Gestalt zu mir. Da alle Drei frei geworden sind, können sie nun etwas Anderes werden. Finde ich ein Ding, wird es bei mir nicht zum Objekt, das in eine Collage oder Assemblage eingefügt wird, sondern es bleibt möglichst in seinem früheren Charakter erhalten. Es bekommt aber eine neue Bedeutung und wird somit verwandelt und gegebenenfalls in einem Bild wieder auf andere Weise lebendig gemacht.

Der Begriff *Materialbild,* den ich verwende, soll deutlich machen, dass das Material als mein Partner die Ausgangsidee zur Bildgestaltung liefert. Dinggestalt und ehemalige Funktion können die nächsten Ideenlieferer sein, denen ich dann gerecht werden will.

Natürlich ist auch die Natur ein Material- und Gestaltlieferer, wie auch die Industrie mit ihren Serienprodukten, die mich ebenso angeregt haben, Serien mit jeweils anderer Bedeutung zu gestalten.
In gewisser Weise ist ja auch das *Kartenbild*, mit seinen vorgegebenen Strukturen und Gliederungen, ein Materialbild, das Anpassung verlangt, denn ich benutze es nie als Folie.

In der Ideenfindung spielt der Zufall für mich eine große Rolle als ein Geschenk im richtigen Moment, oder auch im Arbeitsprozess, wenn etwas zerbricht und der Planung eine neue Richtung gibt.
Letztlich bekommt die Idee Priorität wenn sie sich mit dem Arbeitsprozess verbindet, in welchem dann Anpassung an die Gegebenheiten von mir gefordert wird. So gibt es immer wieder durch die Materialbeschaffenheit einen Neubeginn in der Bildfindung, ob plastisch, als Relief oder malerisch gestaltet.

Lange Zeit den Materialbildern vorausgegangen waren meine Erlebnisse mit der Radiertechnik, die 1949 begannen. Die graue Zinkplatte – Kupfer gab es damals nicht – manchmal grobes Klempnerzink, war das Feld, auf dem man Linien und die verschiedensten Verletzungen eingraben konnte, mit dem Überraschungseffekt, dass das Geformte durch den Druck auf ein weißes Papier in der Umkehrung

von rechts und links einen völlig anderen Ausdruck hatte. Rechtsgerichtete Dynamik bekam z.B. eine gebremste Bedeutung. Noch aufregender wurde es bei Ätztechniken, wenn die Salpetersäure eigenwillige Fraßspuren im Metall hinterließ und anfänglich Geplantes in eine andere Richtung lenkte, dadurch aber das Spektrum der Ausdrucksmöglichkeiten erweiterte.

Der Widerstand der Metallplatte und der Nadel, die Eigenwilligkeit des Abdecklacks und der verschiedenen Ätzsäuren hatten für mich den Anregungscharakter, etwas besser werden zu lassen als es in meiner Anfangsidee möglich geworden wäre, wenn ich diese hartnäckig verfolgt hätte.

Bei aller Skepsis gegenüber meiner Selbstinterpretation, glaube ich, dass das Offenbleiben gegenüber dem gewählten oder gefundenen Material – das Improvisieren und Experimentieren mit der Technik – der spielerische Umgang mit der Bildidee – für mich durch das intensive Radieren über mindestens zwanzig Jahre begründet wurde und in der Arbeit am Materialbild weiterwirkte. Das schließt nicht aus, dass es geplante Arbeiten in der edleren Kupferplatte gab, Lithographie und Siebdruck als Experimentierfelder benutzt wurden und der Umgang mit Pinsel und Tusche, Ölfarbe und Aquarell, Feder und Bleistift, Schnitzmesser und Säge ganz gezielte Ideenverwirklichungen entstehen ließ.

Die geometrische Konstruktion eines Bildaufbaus wollte manchmal wichtig sein, so wie das Erspüren von Maßverhältnissen und die Beschäftigung mit Gestalt und Gebärde von Zeichen und Symbolen, unabhängig von einer festgelegten Ikonographie.

Abstrakt oder gegenständlich waren für mich nie etwas Gegensätzliches. Die so wunderbar ungegenständliche Musik gab Anregung zum Niederschreiben von rhythmischen Bewegungsabläufen, Verdichtungen, Öffnung zu unendlichen Strukturbildungen. Andererseits versuchte sich die menschliche Figur mit ihren so vielseitigen inneren, nach Außen wirkenden Ausdrucksmöglichkeiten und Bewegungsformen, auch als Marionette, noch etwas Lebendiges zu erhalten, wenn sie endgültig im Materialbild eingebaut oder daraus entstanden war. Ideal wurde es, wenn ein Bild gleicherweise abstrakt und gegenständlich gelesen werden konnte. Letztlich war es immer ein Verwandlungsbedürfnis, totem Material einen lebendigen Ausdruck zu geben.